

CHRISTOPH NIEMAND

„Jesus – wie er wirklich war“?

Annäherungen an ein historisch verantwortbares und theologisch ergiebiges Jesusbild

Die Frage nach dem historischen Jesus, dem ‚Jesus, wie er wirklich war‘ im Unterschied zu dem Jesus, wie ihn die Evangelien schildern, ist seit der Aufklärung nicht mehr verstummt. Verschiedenste Antworten sind darauf gegeben worden, immer wesentlich geprägt von den Voraussetzungen und Blickwinkeln, unter denen die Frage gestellt wurde. Der Linzer Neutestamentler führt ein in die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung und gibt schließlich eine methodisch präzise begründete und doch auch sehr persönlich gehaltene Antwort auf diese spannende Frage, was wir von Jesus wissen können. (Redaktion)

1. Vorbemerkungen

Dass mit dem *kirchlichen Jesusbild* „etwas“ nicht stimmen könnte, ist ein Verdacht, der seit der Aufklärungszeit immer wieder geäußert wurde und der sich im heutigen Alltagsbewusstsein vieler Zeitgenossen fest etabliert hat. Der genannte Verdacht kann sich unterschiedlich artikulieren: (a) Man unterstellt eine Differenz zwischen den (ältesten) Quellen selbst und dem kirchlich-dogmatisch vermittelten Jesusbild. (b) Meistens sieht man diese Differenz aber schon zwischen dem historischen Geschehen und den vorhandenen Quellen. (c) Manchmal wird auch unterstellt, die Kirche hätte zugunsten der kanonischen Quellen und dem sich daraus ergebenden Jesusbild andere, historisch wertvollere Quellen unterdrückt. – Eine *historisch-kritische* Jesusforschung, die sich von diesem Verdacht motivieren lässt, will die genannten Differenzen aufklären, das kirchliche Jesusbild als historisch unzutreffend erweisen und ein korrektes Jesusbild erarbeiten, das den Tatsachen entspricht. Dem gegenüber wäre eine

apologetische Jesusforschung bemüht, die (annähernde) Identität des kirchlichen Jesusbildes der kanonischen Evangelien mit der historischen Jesusgestalt aufzuweisen.

Die somit aufgespannte Alternative von historisch-kritischer oder apologetischer Jesusforschung weisen aber seit langem viele von sich: Historisch-kritische Jesusforschung sei auch im Rahmen eines dezidiert *theologischen Verstehensversuchs* und im *Raum kirchlichen Glaubens* möglich, ja unter den heutigen Kulturbedingungen sogar unverzichtbar. Was das bedeutet und wie dies geschehen kann, soll in diesem Beitrag deutlich werden.

Jede Jesusforschung muss sich als Geschichtsforschung dem stellen, was gegenwärtige Geschichtswissenschaft in ihren Theorie- und Methodenreflexionen längst weiß: dass das Ergebnis ihrer Arbeit nie das *factum brutum* selbst ist. Ein Ereignis selbst ist einmalig und verschwindet im Nichts der Vergangenheit, wenn es nicht erinnert, erzählt und *dadurch* zur „Geschichte“ wird. Dies ist ein Akt der Versprachlichung. Das System Sprache ist nicht identisch mit der besprochenen Wirklichkeit, sondern steuert und ordnet durch Erzählung unsere Wahrnehmung

der Wirklichkeit. „Jede historische Quelle (ist) zugleich eine Interpretation derjenigen Ereignisse, die sie repräsentiert“.¹ Dies gilt für die Quellen; Analoges gilt mindestens genauso für die Geschichtsforschung, die Historiografie. Damit ist aber Geschichtserzählung und je eigenes Geschichtsbild nicht der Beliebigkeit freigegeben, weil sie (vulgär gesprochen) sowieso nur Interpretation sei. Geschichtsforschung erhellt die unterschiedlichen Quellen in ihrer jeweiligen Interpretationstendenz und kommt darin und dadurch zu ihrer eigenen Geschichtserzählung. Diese ist nicht „Eins-zu-eins-Abbildung“ der Wirklichkeit, sondern verantwortete Interpretation. Sie will die Quellen nicht ersetzen, sondern ist ein *Modellbild*. Der Aufbau eines solchen Modellbildes ist aber unverzichtbar, weil es die je eigene Wahrnehmung und Deutung eines mittels Quellen zugänglichen Geschehens nachvollziehbar bündelt, verantwortet, offenlegt und damit auch diskutierbar macht. *Ereignis, Quellen, Quellenanalyse*, Aufbau eines eigenen deutenden Modellbildes und *öffentlicher Raum*, in dem die je eigene Deutung zu verantworten ist, sind somit die irreduziblen Pole jeder Geschichtsforschung – auch der Jesusforschung!

2. Von Reimarus zum „Third Quest“²

Den Anstoß für die historisch-kritische Jesusforschung lieferte *Hermann S. Reimarus* (gest. 1768), dessen zu Lebzeiten unveröffentlichte „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ G.E. Lessing posthum und ohne Autorennennung in mehreren Fragmenten publizierte. Darin unterstellt Reimarus eine fundamentale Differenz zwischen Jesu Verkündigung und Selbstverständnis und der nachösterlichen Christusverkündigung der

Apostel: *Jesus* hätte keine übernatürliche Offenbarung geboten, sondern den Anfang eines ganz im zeitgenössisch-jüdischen Kontext verstandenen Messiasreiches ausgerufen. Zu dessen Vorbereitung diene sein Umkehrruf und seine Predigt einer verinnerlichten, von Formalismen befreiten ethischen Religiosität. In Jerusalem hätte Jesus versucht, dieses „weltliche“ Messiasreich einzurichten, scheiterte aber damit am Widerstand der Führung und musste am Kreuz das Fehlschlagen seiner Hoffnung einsehen. Die *Apostel*, die zu Lebzeiten Jesu von der Erwartung motiviert waren, im Messiasreich „auf zwölf Thronen zu sitzen“, hätten auf das Scheitern Jesu objektiv mit einer Betrugshandlung reagiert: Sie stahlen seinen Leichnam, erfanden die Auferstehung und verkündeten ein neues, von ihnen beherrschtes „System“: Ein inwendiges Gottesreich, das Jesus als göttlicher Erlöser durch Tod und Auferstehung erschließen musste und das erst mit der Wiederkunft Christi allen offenbar würde. – Auch *David F. Strauß* (gest. 1874) konstatierte eine grundlegende Differenz von historischem Jesus und der „übernatürlichen“ Christusverkündigung. Ihm zufolge resultiert diese aber nicht aus einem Betrug, sondern sei Ausdruck der „absichtslos dichtenden Sage“. In dieser christlichen *Mythologisierung* des historischen Jesus konnte er (als Hegel-Schüler!) durchaus etwas Wertvolles sehen, da

¹ Zitat aus J. Schröter, *Jesus und die Anfänge der Christologie. Methodologische und exegetische Studien zu den Ursprüngen des christlichen Glaubens* (BThSt, 47), Neukirchen 2001, 7. Einschlägig die Beiträge: „Die Frage nach dem historischen Jesus und der Charakter historischer Erkenntnis“ (6–36) und „Jesusdarstellung als ‚Fiktion des Faktischen‘. Bedingungen und Grenzen der historischen Jesuserzählung“, (37–61). – Vgl. auch M. Maxter, *Erzählung und Ereignis. Über den Spielraum historischer Repräsentation*, in: J. Schröter/R. Brucker (Hg.), *Der historische Jesus. Tendenzen und Perspektiven der gegenwärtigen Forschung* (BZNW, 114), Berlin 2002, 67–88.

² Die hier nur schlaglichtartige Darstellung kann vertieft werden etwa mit Hilfe von G. Theißen/A. Merz, *Der historische Jesus. Ein Lehrbuch*, Göttingen 1996, 21–33; U.H.J. Körtner, *Jesus im 21. Jahrhundert. Bultmanns Jesusbuch und die heutige Jesusforschung*, Neukirchen 2002 (darin bes. D. du Toit, *Erneut auf der Suche nach Jesus. Eine kritische Bestandsaufnahme der Jesusforschung am Anfang des 21. Jahrhunderts*, 91–134).

sich im Christusmythos doch die große Idee der „Gottmenschlichkeit“ ankündige. – Andere Autoren interessierten sich aber mehr für den historischen Jesus und versuchten, seine *Biografie* und seine *Persönlichkeitsstruktur* aufzufinden: Durch Literarkritik wollte man die ältesten, christologisch noch wenig überformten Quellen wiederherstellen. Die Interpretation förderte ein Jesusbild zutage, das im Lehrer von Nazaret einen Mann nach dem Idealbild liberaler Bürgerlichkeit sehen konnte: Antikonfessionelle religiöse Innerlichkeit und vernunftig-tätige Ethik.

In den Jahren zwischen 1900 und etwa 1920 brach diese Form der liberalen Leben-Jesu-Forschung in sich zusammen: Einerseits erkannte man, dass auch die ältesten Quellen Ausdruck des Kirchenglaubens sind.³ Vor allem aber wies A. Schweitzer (Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, 1913) den *projektiven Charakter* der erarbeiteten, kritisch-liberalen Jesusbilder nach, die allesamt „genau die Persönlichkeitsstruktur aufwies(en), die in den Augen ihres Verfassers als höchstes anzustrebendes, ethisches Ideal galt(en)“.⁴ Demgegenüber wurde nun bewusst: Eine historische korrekte Verortung Jesu muss zuallererst in den Blick nehmen, dass er unlöslich im Kontext der *apokalyptischen und eschatologischen* Religiosität des zeitgenössischen Judentums und deren Erwartung einer Königsherrschaft Gottes steht, auch wenn diese Religiosität modernem Bewusstsein fremd sein mag.⁵

Diesem Abbruch der liberalen Leben-Jesu-Forschung korrespondiert ab etwa 1920 das Aufkommen der *dialektischen Theologie*, die ihrerseits im Kontext eines *existenzialistischen* Lebensgefühls steht: Der Mensch gewinnt seine Eigentlichkeit erst im Wagnis einer je personal-freien Entscheidung zu seiner konstitutiven Ungesicherheit. Diese Entscheidungsstruktur menschlicher Existenz kann und darf nicht durch vorgeblich objektivierbare Sachverhalte (in Ethik oder Religion) unterlaufen werden. Christlich gedacht: Gott wird nie Teil und Inhalt unserer Welt, kommt ihr vielmehr immer von außen entgegen und fordert uns je radikal zum Anderen und Neuen heraus. In der Annahme dessen gewinnen Menschen aber gerade ihre Eigentlichkeit und Freiheit. Für Jesusbilder auf diesem Hintergrund heißt das: Nicht lehrhaft umsetzbare Inhalte sucht man beim historischen Jesus; es interessiert vielmehr das bloße und befremdliche „Dass“ seiner Existenz als Herausforderung einer existenziellen Entscheidung. Eine apologetische Jesusforschung wird als jedenfalls verfehltes Bemühen abgewiesen, weil mit einem allfälligen Nachweis, dass Jesus historisch sich als Messias, Gottessohn oder Erlöser verstanden und ausgegeben hätte, im Eigentlichen ja nichts gewonnen wäre: Historisches Wissen kann die jetzt anstehende Entscheidung, im gekreuzigten Auferweckten glaubend das Leben zu finden, nicht ersetzen. Insofern ist das Jesusbild nun möglichst „leer“, um die Herausforde-

³ Das Markusevangelium ist ganz von der sekundären Idee des „Messiasgeheimnisses“ durchzogen (W. Wrede, 1901). Sein Aufbau ist nicht Abbildung der biografischen Entwicklung Jesu, sondern erzählerischer Rahmen, in den die „kleinen Einheiten“ der Jesusüberlieferung eingepasst sind (K.L. Schmidt, 1919).

⁴ Theissen/Merz, Jesus (s. Anm. 2), 25.

⁵ Die Debatte um die „Eschatologie Jesu“ hatte v.a. J. Weiss, Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes, 1900, angestoßen.

rungsstruktur des Evangeliums nicht zu vernebeln. Wir sind hier bei der Jesusforschung im *Sinn Rudolf Bultmanns*.⁶ – Sein Schülerkreis hat dann die theologische Bedeutung der historisch-rekonstruktiven Jesusforschung verstärkt betont und somit die „neue Frage“ nach dem historischen Jesus eingeleitet: Der verkündigte Christus ist ohne den wirkenden und gekreuzigten Jesus nicht zu haben.⁷ Dann ist aber auch eine wenigstens grundlegende Strukturentsprechung von Christologie und Jesus-Leben zu fordern und konkret aufzuweisen: Dies könne geschehen, indem mit strenger historischer Kritik in den Evangelien ein Minimum und Kern „authentischer“ Jesusüberlieferung ermittelt wird. Dieses Minimum – nach dem theologischen und anti-apologetischen Axiom eines relativ „leeren“ Jesusbildes – wird quantitativ gering sein. Inhaltlich wird es das Bild eines Jesus zeigen, der in seiner Gottesrede und seinem Tun die Menschen in jene Entscheidungssituation zur glaubenden Freiheit stellt, die dann nachösterlich auch die Evangeliumsverkün-

digung anzielt. Methodisch arbeitet man innerhalb dieser „neuen Frage“ deshalb vor allem mit dem sogenannten *Differenzkriterium*: In ein solches Jesusbild kann nur „Singuläres“ aufgenommen werden: Was inhaltlich nicht aus der jüdischen Umwelt ableitbar ist und was mit den objektivierten Inhalten der kirchlichen Christologie (Gottessohn; Erlöser etc.) nicht zur Deckung zu bringen ist.⁸ Recht „dürre“ Jesusbilder in materialer Hinsicht sind die notwendige Folge. – *Katholische Jesusforscher*, die die Vorgaben der existenzialistischen Weltanschauung und dialektischen Theologie durchwegs nur sehr bedingt übernahmen, arbeiteten in dieser Phase oft mit einer merklich abgemilderten Form des Differenzkriteriums: Als Instrument der Quellenbewertung sei es durchaus anwendbar, müsse aber durch andere Erwägungen ergänzt werden, um zu einem breiteren Jesusbild zu kommen.⁹

Mittlerweile kann man weltweit von einer neuen Phase der Jesusforschung und Jesusbilder sprechen, die gern als

* Sein Buch mit dem programmatisch knappen Titel „Jesus“ erschien erstmals 1926 (Berlin) und wurde seither immer wieder aufgelegt.

* Dies war aber weniger ein völlige Abkehr von Bultmanns „Programm“ als dessen modifizierte Durchführung: Denn die Wertung, dass für B. die allenfalls rekonstruierbaren Inhalte des Verkündigens, Lehrens und Lebens Jesu *theologisch unerheblich* seien, ist ja verkürzt: „Die Verkündigung Jesu gehört zu den Voraussetzungen der Theologie des NT und ist nicht ein Teil dieser selbst“ (Einleitungssatz aus B.s „Theologie des Neuen Testaments“, Tübingen 1953). Das heißt: Erst die angesichts des Kreuzes geschehende Osterverkündigung ist das Evangelium selbst. Aber dieses ist an das konkrete „Dass“ Jesu gebunden, der somit nicht bloßer Mythos ist, sondern je zu entmythologisierender Anlass des Kerygmas. Die herausfordernde Christusverkündigung findet deshalb im erarbeiteten Jesusbild, das so etwas wie einen „Entscheidungsruf in Person“ darstellt, eine *strukturelle* Entsprechung.

* Die „klassische“ Formulierung dieses Kriteriums stammt von E. Käsemann, Das Problem des historischen Jesus, in: Ders., Exegetische Versuche und Besinnungen, I, Göttingen 1970, 187–214, hier 205: „Einigermassen sicheren Boden haben wir nur in einem einzigen Fall unter den Füßen, wenn nämlich Tradition aus irgendwelchen Gründen weder aus dem Judentum abgeleitet noch der Urchristenheit zugeschrieben werden kann, ...“ (Erstveröffentlichung 1954).

* H. Schürmann etwa forderte immer wieder ein, eine grundlegende *Kontinuität* der Jesusüberlieferung über die Osterereignisse hinweg auch methodisch einzubeziehen, da sich ansonsten jegliches historische und theologische Arbeiten aufhöre. H. Merkley kommt in der Darstellung der Jesusverkündigung (Jesu Botschaft von der Gottherrschaft. Eine Skizze, Stuttgart 1983) zu einem m.E. durchaus kompakten und umfassenden Jesusbild. Ähnlich bewerte ich die nüchterne Gesamtstudie von J. Gnlika, Jesus von Nazaret. Botschaft und Geschichte, Freiburg 1990.

„Third Quest“ etikettiert wird.¹⁰ Einerseits wird darin von Voraussetzung und Methodologie der Vorgängerphase Abstand genommen. Speziell das „Differenzkriterium“ wird als unangemessen zurückgewiesen: Es sei *a-historisch*, weil kein geschichtliches Phänomen isoliert von seiner Umwelt und außerhalb seiner Folge- beziehungsweise Wirkgeschichte greifbar ist. Und es sei *ideologisch*, weil sein immanent vorgegebenes Ergebnis eines „absoluten und solitären“ Jesus Wunschprodukt einer (schlechten!) Theologie sei. An seine Stelle setzte etwa G. Theißen das *historische Plausibilitätskriterium*, das die „Beweislast“ geradezu umdreht: Damit eine konkrete Tradition als authentisch jesuanisch angesehen werden kann, muss sichergestellt sein, dass sie im breiten Spektrum der jüdischen Mitwelt Jesu sinnvoll untergebracht werden kann („Kontextplausibilität“). Und: Als für Jesus historisch zutreffend ist eine Erzähl- oder Spruchüberlieferung dann zu werten, wenn sie als nachösterliche Auswirkung des Lebens Jesu plausibel gemacht werden kann („Wirkungsplausibilität“).¹¹ – Andererseits charakterisiert sich gegenwärtige Jesusforschung durch verstärktes *sozialgeschichtliches Interesse* (Jesus in seinem sozialen, politischen, ökonomischen Kontext) und durch den Versuch,

das Jesusbild aus den Vorgaben seiner zeitgenössisch-frühjüdischen Mitwelt heraus und nicht im krassen Widerspruch dazu aufzubauen. Manche Forscher bevorzugen programmatisch *nicht-kanonische Quellen*, etwa das sogenannte Thomasevangelium oder andere apokryphe Evangelienfragmente, denen sie höheren Quellenwert zubilligen.

Die Ergebnisse sind natürlich nicht einheitlich:¹² Manche Entwürfe stehen methodisch und inhaltlich noch in merklichem Kontakt zur „neuen Frage“,¹³ andere weichen davon aber sehr grundsätzlich ab; neben Ansätzen, die Jesus auf der Basis der Reich-Gottes-Rede verstehen, stehen Versuche, einen „non-eschatological Jesus“ plausibel zu machen. Gezeichnet werden u.a. folgende Bilder: Jesus als *charismatischer Prophet und Heiler*, der die an Exklusivität und Reinheit orientierte Religiosität Israels in Richtung Inklusivität und Primat der Barmherzigkeit reformieren wollte;¹⁴ Jesus als *kynischer Weisheitslehrer*, der die patriarchale Grundstruktur der antiken Wertekonstruktion (Ehre/Schande) zugunsten einer egalitären Freiheit aufbrechen wollte;¹⁵ – Jesus als *Anstifter sozialer und politischer Umbrüche* im Namen der kommenden Gottesherrschaft.¹⁶ – Jesus als *bevollmächtigter Ankünder* des nahe

¹⁰ Die alte, liberale Jesusforschung wäre die Zeit eines „First Quest“, dann käme die nachbultmannsche „New Quest“-Phase und jetzt eben ein „Third Quest“. Solche Epochen-einteilungen sind natürlich recht grobschlächtig!

¹¹ Vgl. Theißen/Merz, Jesus (s. Anm. 2), 116–120.

¹² Als Überblick empfehlenswert *du Toit*, Suche (s. Anm. 2), 93–106; vgl. auch: P. Müller, Neue Trends in der Jesusforschung, in: ZNT 1 (1998) 2–16; D. Kosch, Jesusliteratur 1993–1997. Eine Umschau, in: BiKi 53 (1998) 213–219.

¹³ Etwa die beeindruckend umfassende, bisher dreibändige Studie J. P. Meier, A Marginal Jew. Rethinking the Historical Jesus (ABRL), New York 1991 bis 2001 oder das Buch J. Becker, Jesus von Nazaret, Berlin 1996, das die Arbeit mit dem Differenzkriterium bewusst weitertreibt.

¹⁴ M. Borg, Jesus. A New Vision, San Francisco 1987; dt.: Jesus. Der neue Mensch, Freiburg 1993.

¹⁵ J. D. Crossan, The Historical Jesus, San Francisco 1991; dt. Der historische Jesus, München 1994.

¹⁶ Zum Beispiel R. Horsley, Jesus and the Spiral of Violence. Popular Jewish Resistance in Roman Palestine, San Francisco 1987 oder W. R. Herzog, Jesus, Justice, and the Reign of God. A Ministry of Liberation, Louisville 2000.

bevorstehenden *eschatologischen Eingreifens Gottes*.¹⁷

3. Eigene Orientierung

Mein eigenes Arbeiten an einem Jesusbild steht, soweit ich das selbst erkenne, innerhalb folgender Rahmenbedingungen und Entscheidungen:

Kritische und rekonstruktive Jesusforschung ist für mich unverzichtbarer Teil der heute zu leistenden *theologischen Aufgabe*. Sie ist dabei – allerdings in einem wortwörtlichen Sinn – „*apologetisch*“: Nicht nur weil sie die oft marktschreierischen, mit grotesken Unterstellungen unterfütterten Sensationsmeldungen der Marke „Verschlussache Jesus“ (M. Baigent / R. Leigh: München 1991) zurechtrückt, sondern v.a. weil sie die eigene Jesusdeutung und auch die eigene Jesusbindung bewusst in öffentlichem Diskurs darlegt und *verantwortet*. Dieser Verantwortungsvorgang geht aber auch nach innen: Arbeit am Jesusbild ist vor allem *Versuch und Vollzug des Verstehens* des eigenen Glaubens und insofern wesentlicher Teil des „Kerngeschäfts“ der Theologie. Es macht den Reiz der Sache aus und entspricht ihrem Ernst, dass dabei aber eben nicht nach Maßgabe der eigenen oder der institutionell verordneten religiösen Wunschvorstellungen vorzugehen ist, sondern orientiert an den kritisch verglichenen Quellen (in ihrer Sprödigkeit), im ständigen Austausch mit allen anderen rekonstruktiven Jesusbildern (in ihrer verwirrenden Vielgestaltigkeit) und in der Ausweispflicht der je eigenen Methodik.

Ziel der kritischen und rekonstruktiven Jesusforschung ist für mich der Aufbau eines *Modellbildes von Jesus von Nazaret*: Es geht um ein umfassend-integratives Bild von den Inhalten und Ansprüchen in seinem Reden und Tun, seinem eigenen Funktions- und Selbstverständnis und der Außenwahrnehmung seiner Person durch Zeitgenossen. Es speist sich aus der Interpretation der vielen einzelnen Erzähl- und Redeübelieferungen und wirkt seinerseits ständig auf diese Interpretationen zurück; es ist deshalb offen und „*in progress*“ zu halten. In diesem Modellbild ist v.a. die Tatsache der gewaltsamen Tötung Jesu einzuzeichnen und angemessen zu gewichten. Es muss ständig im Blick halten, dass das Leben und Wirken dieses Jesus *für jene, die auch später noch von ihm sprachen*, seine Bedeutung angesichts seiner Aburteilung nicht verlor, sondern um so mehr gewann. Das rekonstruktive Modellbild setzt dabei den *Osterglauben* nicht voraus und bringt ihn auch nicht hervor. Es hat aber die Aufgabe, zu erhellen, an welchen Schnittstellen eines Jesusbildes und mit welchen inhaltlichen Ansprüchen hinsichtlich des Jesusbildes er entsteht. Insofern hilft kritische Jesusforschung den Christen, ihren Osterglauben seiner ursprünglichsten Funktion gemäß auszurichten.

Dieses Modellbild wird übrigens *nicht* dazu erstellt, die zugänglichen Quellen in den Evangelien (und darüber hinaus) zu *ersetzen*, es ist vielmehr der zusammenfassende Ausdruck von deren aufmerksamer Lektüre und Analyse. Man sage deshalb nicht (in vorgeblich frommer Attitüde): Was braucht es kritisch-rekonstruktive Arbeit am Jesusbild, wenn wir doch die kanonisch verbürgten Jesusbilder der Evangelien haben? Jede Evangelienlektüre geschieht unter dem Eindruck eines immer schon gegebenen,

¹⁷ E.P. Sanders, *The Historical Figure of Jesus*, London 1993; dt.: *Sohn Gottes. Eine historische Biographie*, Stuttgart 1996.

vielfach vermittelten Jesusbildes des Lesenden. Arbeit am Jesusbild ist also nichts anderes als die Bewusstmachung des je schon unterschwellig gegebenen Jesusbildes und die Bereitschaft, es kontrolliert zu erweitern und verantwortet zu modifizieren. Wer ernstlich am Jesusbild arbeitet, wird mit umso mehr Gewinn die Quellen lesen (und umgekehrt)!

In der Frage der Methodik und Krite-riologie der Jesusforschung gilt für mich: Als Einstiegs-kriterium, das im Stande wäre, „echtes“ von „unechtem“ Überlieferungsmaterial definitiv zu trennen, ist das *Differenzkriterium* tatsächlich ungeeignet. Zunächst ist mit dem Kriterium der doppelten *historischen Plausibilität* (*Kontext- und Wirkungsplausibilität*) zu arbeiten. Diesem *nachgeordnet* behält die Differenzfeststellung aber eine bleibend wichtige Funktion: Sie hilft, die spezifische Wahrnehmbarkeit und Unterscheidbarkeit Jesu in seiner frühjüdischen Mitwelt zur Sprache zu bringen. Und sie ist theologisch unmittelbar verstehensrelevant, weil mit ihrer Hilfe unsere Wahrnehmung der Jesusüberlieferung perspektivische Tiefenschärfe gewinnt: Es geht darum, vorösterliches Jesuswirken und nachösterliches Christusverkündigung in den irreduziblen Polen *Differenz und Kontinuität* zusammen zu sehen. Die Differenzfeststellung versetzt uns dabei in die Lage, verstehend mitzuvollziehen, wie sich unter den Bedingungen von Kreuz und Auferweckungsglauben die Inhalte und Ansprüche der Jesusverkündigung in den Glauben der Urkirche hinein modifizieren *und* durchhalten, beziehungsweise wie sich christlicher Glaube neu formuliert und dabei doch im maßgebenden Rückgriff auf Jesu

Worte und Taten steht. Deutlich ist für mich darüber hinaus: Diese – und die anderen – Kriterien der Jesusforschung sind keine mechanisch abzuspulenden Testvorgänge mit erwartbar eindeutig negativem oder positivem Befund. Sie sind vielmehr diskussionssteuernde Fragenkataloge in einem breiten Interpretationsvorgang.¹⁸ Interpretieren ist übrigens (auch) eine Kunst!

Insgesamt: Jesusforschung, wie ich sie verstehe, steht unter dem doppelten Verantwortungsanspruch der *historischen Plausibilität* und der *theologischen Ergiebigkeit*.

4. Jesus von Nazaret: Konturen eines Modellbildes¹⁹

Jesu ganzes Wirken ist gekennzeichnet von seiner Ansage der *Königsherrschaft Gottes*. Damit ist eine öffentliche, real erfahrbare Ordnung und Verfasstheit von Leben und Gesellschaft gemeint, die menschenfreundlich und lebensfördernd ist und allen, besonders den bisher am Rand Stehenden, zugute kommen soll. Frühjüdische Apokalyptik hatte unter dem Erfahrungsdruck von Ausbeutung und Fremdherrschaft die Jetztzeit als bestialische Satansherrschaft verstanden, die aber auf ein Gericht zulaufe, in dem Gott dann seine Herrschaft – vom Himmel her, wo sie immer gegeben war – auch auf Erden durchsetzen werde. Jesus steht in dieser Linie. Er weiß sich aber ermächtigt, zu verkünden, dass der Herrschafts- oder „System“wechsel *jetzt gerade* und dort, wo er ihn ansagt, schon stattfindet: Jetzt richtet Gott seine gute Herr-

¹⁸ So auch der Ansatz in E. Rau, *Jesus – Freund von Zöllnern und Sündern. Eine methodenkritische Untersuchung*, Stuttgart 2000; vgl. meine Rez. in ThPQ 150 (2002) 86–88.

¹⁹ Ein m.E. absolut gelungener und empfehlenswerter Versuch einer Kurzskeizze ist M. Ebner, *Der Mann aus Nazaret. Was können wir historisch von Jesus wissen?* in: *Bibel heute*, Nr. 141 (2000) 6–11.

schaft auf, jetzt sind alle in Israel (und darüber hinaus) eingeladen, sich in diese neue Situation zu stellen und „Kinder des Reiches“ zu sein. Die Ansage Jesu ist ein Einladungsruf, der Annahme und *Glauben* herausfordert: Denn bis zum Gericht, das für Jesus in der Zukunft liegt, ist die Ordnung und Logik der Gottesherrschaft zwar schon gültig und erfahrbar da, sie ist aber inmitten der alten Verhältnisse implementiert. Diese (und ihre Nutznießer) widerstreiten dem Neuen bis zu dessen öffentlicher Definitivstellung. Die Ansage Jesu ist die Zumutung der *Umkkehr*, in der die Glaubenden sich auf die völlig anderen Gesetzmäßigkeiten der Gottesherrschaft einstellen.

Da die bisherigen, „satanisch-dämonischen“ Machtstrukturen notorisch lebenshinderliche Armut, Krankheit, Besessenheit und Marginalisierung produzierten, in der nun hereinbrechenden Gottesherrschaft aber andere Zustände und eine andere Verteilungslogik normal sind, wendet sich Jesus vornehmlich den *Kleinen und Leidenden* zu: Seine Einladung will sie durch Seligpreisung ermächtigen, Erfahrungen mit den neuen Zuständen zu sammeln. *Heilungen*, Aufrichtungen und Dämonenbannungen geschehen dort, wo bisher Niedergedrückte und Behinderte glaubend die Gottesherrschaft für wahr und in Anspruch nehmen. Jesu Praxis der *gesellschaftlichen Hereinnahme* von Menschen am Rand setzt um, was im Gottesreich, wo sich Oben und Unten vertauschen, Normalität ist. Jesus schließt Angehörige der gesellschaftlichen Elite aus seiner Einladung

keineswegs aus, muss aber konstatieren, dass sie, die Profiteure bisheriger Ordnung, es schwer haben, sich den Zuständen der göttlichen Neuordnung und Neuverteilung positiv zu stellen.

Jesus war ein brillanter Erzähler von *Gleichnissen*. Diese dienen ihm nicht dazu, objektivierbare Sachaussagen über Gott und die Welt durch Metaphorik zu ver- oder zu entschlüsseln. Sie sind vielmehr unmittelbare Provokationsgeschichten, die je unterschiedlichen Adressaten erzählt sind.²⁰ Sie wollen, dass die Zuhörer in die – je nachdem: alltäglich vertraute oder völlig ungewohnte – Binnenlogik der erzählten Geschichte eintauchen. Dann kann, unter dem Eindruck des Satzes „... und mit der Gottesherrschaft ist es irgendwie auch so!“, ein Prozess in Gang kommen, in dem Menschen sich befreit und bewusst in die Ordnung des Reiches hineinstellen – oder ebenso bewusst eine solchen Schritt ablehnen. Die zum Teil schockierenden ethischen Unterweisungen Jesu (Gewaltverzicht; Feindesliebe; Ausleihen *à fonds perdu* ...) stellen die Zumutung dar, die Zustände der Gottesherrschaft demonstrativ und am eigenen Leib für wahr zu nehmen: in glaubendem Vertrauen auf Gott, der selbst so unerhört königlich-souverän handelt und jetzt auch seinen Kindern solches ermöglicht. Ähnliches gilt für die *weisheitlichen* „Lebensregeln“, die Jesus empfiehlt: Vertrauende Sorglosigkeit und Ungesicherheit ist denen möglich, die sich als Königskinder wissen. Jesus selbst hält eine solche Existenzform unter den Bedingungen der jetzt anbrechenden Got-

²⁰ Zum Beispiel zögernden Sympathisanten, denen das Ganze aber recht unsicher erscheint; skandalisierten Elitenangehörigen, denen die Sache zu weit geht; mutlosen Jüngern, denen die Erfahrbarkeit der Reich-Gottes-Zustände zu fragmentarisch ist; Engherzigen, die alte Rechnungen und Ansprüche auch in die neue Situation hinein mitnehmen wollen ...

tesherrschaft, in der die schöpfungsgemäße Existenzform der Menschen endlich (wieder) funktioniert, für lebbar und setzt sie – zusammen mit seinen JüngerInnen und v.a. auf den Predigtwanderungen – demonstrativ um: Heimat-, Schutz- und Besitzlosigkeit zeigt kontrafaktisch zu den Maßstäben der bisherigen Logik eine neue Würde und Sicherheit.

Die heiligen Traditionen und Institutionen der Religion seines Volkes respektiert er. Mehr noch: In der jetzt anbrechenden Gottesherrschaft sieht er die endzeitliche Aufrichtung und Einlösung all dessen, was in Israel immer schon verheißen und ersehnt, gefordert und aufgegeben war. Damit ist aber im Hinblick auf die vorfindlichen Strukturen der gesellschaftlich gelebten Religionswirklichkeit ein ungeheurer, oft genug kritischer Anspruch gegeben: Tora-Interpretation und Kultausübung, Frömmigkeitspraxis und religiöse Institutionen (und ihre amtlichen Vertreter) haben die konkrete Annahme der Gottesherrschaft durch Menschen zu fördern – weil sie immer schon und eigentlich daraufhin angelegt sind –, keinesfalls zu behindern. Jesus konstatiert aber, dass sie eben gerade dies oftmals tun und widerspricht dann heftig. Dabei argumentiert er (mit Vollmachtsanspruch!), dass eine solche Religionswirklichkeit gerade nicht ihrer eigentlichen, gottgesetzten Intention entspricht. Besonders deutlich wird dies etwa in den Kontroversen um das Sabbatgebot.

Jesus findet durchaus merkbare Zustimmung. Die Ablehnung, vor allem durch die religiöse und gesellschaftliche Elite, überwiegt aber und verstärkt sich. Jesus reagiert u.a. mit dem Hinweis auf das *Gericht Gottes*: Wer die Einladung zum Festmahl nicht annimmt, wird dann, wenn die Gottesherrschaft öffentlich und unwidersprechlich definitiv gestellt ist, am Fest auch nicht teilnehmen können und draußen stehen.

Dies ist als umso dringlichere positive Aufforderung gemeint, zeigt aber auch Jesu endzeitlichen Vollmachtsanspruch: Er weiß sich als der Einladungsbote der Gottesherrschaft. Insofern repräsentiert er sie, und in der Stellungnahme zu seinem Wort entscheidet sich auch das gerichtliche Geschick der Eingeladenen. Dieser Anspruch Jesu an seine Zuhörer schlägt aber gleichzeitig und zuvor schon zurück in einen Anspruch *an ihn selbst*: Als Bote muss er „am eigenen Leib“ zeigen und ausweisen, dass und wie ein Leben unter den Bedingungen der Gottesherrschaft hier und jetzt lebbar ist. An ihm und seinem Weg muss sich zeigen, ob und wie solches Leben tragfähigen Grund hat oder aberwitzige Verführung ist. Jesus versteht seine Existenz also hinsichtlich der Adressaten seiner Botschaft als umfassend *pro-existent*.²¹

„Woher hat er das alles?“ Es wird nicht gelingen, den Grund für Jesu Glauben und „Wissensanspruch“, den Anlass für seine Ansage biografisch abzuleiten. Die gesamte Glaubensgeschichte seines Volkes bis hin zu Johannes dem Täufer wird eine vermittelnde Rolle gespielt haben. Texte der Jesusüberlieferung benennen u.a. die religiösen Kategorien „Vision“ (Lk 10,18) und „Offenbarung“ (Lk 10,21), ohne dass damit aber die Woher-Frage abschließend zu klären oder an einem lebensgeschichtlichen Einzelereignis festzumachen wäre. Auf's Ganze gesehen wird man sagen können, dass Jesu Verkündigung und Praxis unmittelbar sein *Gottesbild* und das, was man seine Gotteserfahrung nennen mag, widerspiegeln: Jesus „kennt“ Gott als unerhört souverän, je unverrechenbar und überraschend und vor allem aktuell-jetzt Handelnden. Dabei ist das Bild von diesem souverän-königlichen Gott aber keineswegs nach Maßgabe einer despotisch-willkürlichen Herrschaft gestaltet, sondern als Ausdruck ungeschuldet-selbstverständlicher elterlicher Liebe. Der hier und jetzt seine königliche

²¹ Dies meint nicht etwa die moralische Kategorie des Altruismus; vielmehr das Inanspruchgenommensein des Boten durch die Botschaft: dass an ihm selbst und seinem Geschick *als erstem* sich die Tragfähigkeit des Botschaftsinhaltes exemplarisch erweise. Deshalb: Jesus ruft seine Anhänger zur Nachfolge seines Weges. Aber er geht voraus. Und am Schluss wird er bewusst allein gehen und die Seinen nicht in den Tod mitreißen oder gar vorausschicken.

Macht aufrichtet und die Menschen in diese Situation hinein versammeln will, ist ein *Vater*, der den geplagten Menschen sein Reich und dessen Recht zugute kommen lassen will: als seinen Kindern, als freien Königskindern!

Die Tatsache mehrheitlicher Ablehnung hat Jesus bedrängt. Dennoch hält er seinen Anspruch und sein Einladungswirken aufrecht, auch wenn sich die weiteren Schritte des Anbruchsgeschehens der Gottesherrschaft für ihn nun immer mehr kritisch verdunkeln. Gefährdungsbewusstsein verbindet sich mit der Bereitschaft, gehorsam den Botenweg weiterzugehen. Zum Passafest zieht Jesus mit Anhang nach Jerusalem, erfüllt wohl von einer offenen Erwartung, dass sich dort Entscheidendes zutragen werde. Er geht in die Tempelstadt, um auch und gerade dort seine Verkündigung vorzutragen und Menschen zu suchen, die Gottes Königsherrschaft mit ihm an- und wahrnehmen. (Und bis zum Schluss findet er auch einzelne solcher Menschen!) Weit hin bleibt seine Botschaft aber ungehört, weil viele Wallfahrer seine Botschaft im Zentrum ihrer Religionsausübung als unnötige Störung empfinden. Wahrscheinlich hat Jesus daraufhin in prophetischer Provokation kulturbereitende Handlungen von Wallfahrern am Tempelmarkt tatsächlich gestört. Die Reaktion der hochpriesterlichen Tempelführung blieb nicht aus, und Jesus rechnet nun wohl auch mit lebensbedrohlichen Maßnahmen gegen ihn.

Ein abendliches Mahl mit seinen Jüngern inszeniert er bewusst als *Abschiedsmahl*. Darin setzt er durch mar-

kante Worte, in denen er Fixpunkte jüdischer Mahlsitte²² auf seine aktuelle Situation hin ausdeutet, so etwas wie sein Testament: Sein Leib und Leben ist Segensbrot! Damit hält Jesus seine Gottesreich-Ansage aufrecht und unterstellt seinen letzten Weg dem *Proexistenzanspruch*, der sein Botenleben kennzeichnete: Auch jetzt noch und gerade jetzt – Gott weiß wie! – ist er es, der ihnen die Gottesherrschaft zuwendet. Brothandlung und Brotwort sind somit Lebens-Deutung Jesu, sie sind aber auch *aktuell vollzogene Lebens-Zu-eignung* an die Seinen. Mit dem Ausblickswort über dem Segensbecher, dass Jesus keinen Festwein mehr trinken wird, bis er neu und in der Königsherrschaft Gottes davon trinkt, ist die nunmehr definitive Todesbereitschaft ebenso angesprochen, wie die Hoffnung, dass auch angesichts seines Todesweges das weitere Ankunftsgeschehen der Gottesherrschaft nicht in sich zusammenbricht. Im Gegenteil: am Festmahl zu dessen Vollendung werde er – wieder zusammen mit den Seinen und mit Dank und Freude – teilnehmen!

Verhaftung und Verhör durch die Tempelführung, Überstellung vor den römischen Militärgouverneur zur Aburteilung, Folter und *Exekution durch Kreuzigung* beschließen das Leben Jesu. Wir wissen nicht, mit welchen Empfindungen er diese letzten Stunden durchlebt hat. Zur Annahme, Jesus wäre am Schluss in seinem Glauben an die bereits wirksame Herrschaft Gottes und in seiner Proexistenzhaltung völlig zusammengebrochen, haben wir keinen

²² Es sind dies der Brotsegen mit Brechen und Essen des Segensbrotes zur Mahleröffnung sowie der Bechersegen mit Austrinken des Segensbechers zum Tischdank. – Vgl. C. Niemand, Zum Abendmahl, in: *Ders.* (Hg.), *Forschungen zum Neuen Testament und seiner Umwelt* (Fs. A. Fuchs), Frankfurt 2002, 81–122.

vernünftigen Grund. Dieses Durchhalten seiner Identität bis zuletzt mag sich aber sehr wohl mit intensiver, angstbesetzter Herausfordertheit und Angefochtenheit verbunden haben.

Dies sind die letzten Materialelemente eines Jesusbildes. Darüber hinaus ist nur noch zu sagen: Die Hinrichtung Jesu ist Ausdruck eines vernichtenden Urteils über ihn. Bald aber sprachen einige ehemalige JüngerInnen Jesu von einem anderen Urteil, das Gott selbst gesprochen und „vollzogen“ habe. Sie verkünden öffentlich: *Gott habe diesen Jesus aus den Toten auferweckt*, habe ihn und seinen Anspruch rehabilitiert, das Pilatusurteil ins Gegenteil verkehrt, er habe Jesus, den Christus, seinen gelieb-

ten Sohn erhöht und zum göltigen und universalen Maßstab allen Lebens eingesetzt. – *Aber dies ist schon eine andere Geschichte*, die Geschichte des Glaubens der Christen. Damit dieser Glaube der Christen jedoch bei seiner Sache bleibt, müssen Christen immer von Jesus erzählen, sich sein Bild immer vor Augen stellen: Weil sie bei ihm und im Nachgehen seines Weges jenes unbeirrbar Vertrauen ahnen und kennen gelernt haben, das sie auch ihren Osterglauben noch wagen lässt. Nicht als Ausdruck irrer Frustration und in Verlust jeglicher Bodenhaftung, sondern als grundvernünftige Erkenntnis einer Weisheit Gottes, der die Logik des Tötens und die Macht des Todes nicht unwidersprochen lässt.